

Lena Gorelik
Miryam Schellbach,
Mirjam Zadoff (Hrsg.)

Mit Beiträgen von:

Julia Alfandari
Michael Brenner
Asal Dardan
Carolin Emcke
Durs Grünbein
Hadija Haruna-Oelker
Sandra Hetzl
Per Leo
Meron Mendel
Nazih Musharbash
Joana Osman
Monika Rinck
Kathrin Röggla
Hannan Salamat
Sasha Marianna Salzmann
Nahed Samour
Paula-Irene Villa Braslavsky
Maryam Zaree

Lena Gorelik, Miryam Schellbach,
Mirjam Zadoff (Hrsg.)
Trotzdem sprechen

**Lena Gorelik
Miryam Schellbach
Mirjam Zadoff (Hrsg.)**

**trotz
dem
spre
chen**

Ullstein



Keine Abkürzungen von Carolin Emcke erschien zuerst unter dem Titel Zuhören lernen in der Süddeutschen Zeitung vom 18. November 2023.

*Das grassierende Schweigen von Kathrin Röggla ist eine stark überarbeitete Version von *Fatigue, Hectic and Hysteria*, erschienen am 13. Januar 2024 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (Ereignisse und Gestalten).*

ISBN 978-3-550-20304-6

© 2024 Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Gesetzt aus der Faustina

Grafik: FAVORITBUERO, München

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Inhalt

Vorwort 7

Träume – Maryam Zaree 12

Trauer und Misstrauen – Nazih Musharbash 24

Das fragile jüdische Wir – Julia Y. Alfandari 38

Meinungsverkehrsordnung – Michael Brenner 46

Im Schatten dunkler Zeiten entsteht Dunkelheit –

Asal Dardan 53

Vor- und Nachmittagssorgen, Abendsorgen –

Mirjam Zadoff 66

Kritische Allianzen und die Rolle des Rechts –

Nahed Samour 76

Stammeln im Getöse – Paula-Irene Villa Braslavsky 89

Das grassierende Schweigen – Kathrin Röggla 107

Jenseits und dazwischen in neun Gedanken –

Hannan Salamat 123

Keine Abkürzungen – Carolin Emcke 141

Ohne Titel – Durs Grünbein 145

Das Bündnis im Herzen halten –

Hadija Haruna-Oelker 155

worthalten – Monika Rinck 173

Zeitkapselgruß – Sandra Hetzl 174

Kontaktanzeige – Lena Gorelik 184

Geschichte in Kostümen – Ein Gespräch zwischen

Per Leo, Meron Mendel, Joana Osman und

Sasha Marianna Salzmann 198

Zu den Autor:innen 210

Anmerkungen 214

Vorwort

Dieser Band kommt weder zur rechten Zeit, noch hat er Lösungen parat. Er entsteht an einem Knotenpunkt, der sich vielleicht am besten so darstellen lässt: In Israel und Palästina herrscht Krieg, Menschen befinden sich in Geiselhaft, der gesamte Gazastreifen erlebt eine humanitäre Katastrophe – und in Deutschland spricht man vor allem über Deutschland.

Seit dem Hamas-Massaker des 7. Oktobers, der Geiselnahme und dem darauf folgenden Gaza-Krieg, der in seiner menschenrechtsverletzenden Kriegsführung unzählige zivile Opfer fordert, Menschen zur Flucht, in Armut, Hunger und Unterversorgung zwingt, beobachten wir mit großer Sorge eine drastische Polarisierung im deutschen Diskurs. Die Aufarbeitung der Geschehnisse sowie die fortlaufende Kommentierung des Kriegsgeschehens in den sozialen Medien, in Meinungsartikeln und in Talkshows sind von stetig wachsenden Grabenkämpfen geprägt: Wer steht auf welcher Seite? Wer spricht mit und für wen? Wer ist dementsprechend, scheinbar, nicht mehr tragbar im Diskurs?

Diese Stellvertreterdebatten erreichen eine bisher unbekannte Note der Endgültigkeit, die den zwingend notwendig schmerzvol-

len Versuch unmöglich macht, ungeachtet der Meinungsverschiedenheiten am Gespräch festzuhalten: an einem Gespräch, das Zuhören beinhaltet, den Wunsch zu verstehen oder doch zumindest eine Bereitschaft, die andere Position auszuhalten.

Offene Briefe, die das Schweigen vieler nach dem 7. Oktober problematisieren, aber auch erhitzte Diskussionen über institutionelle Absagen von Ausstellungen, Diskussionen oder Preisverleihungen prägen die vergangenen Monate. Politische Statements sowie Entscheidungen, die Antisemitismus gegen Rassismus ausspielen, verunsichern viele Menschen, unterdrücken, was gesagt werden will. Die öffentlichen Erwartungen, sich auf eine Seite zu stellen, sich von diesem oder jenem zu distanzieren, führen zugleich zum Verschwinden oder Abtauchen von Positionen und Perspektiven statt der ernsthaften Durcharbeitung ebendieser. Für Trauer, ein Gefühl, das als kollektiver Prozess entstehen könnte oder müsste, als gemeinschaftsstiftende Emotion, bleibt keine Zeit und findet sich kein Raum. Diese Trauer wird ins Private und in eine Sphäre der Heimlichkeit verlegt. Von all diesen Prozessen profitieren währenddessen vor allem diejenigen, die an die Macht streben, uns unser aller Freiheitsrechte beschneiden und die Demokratie aushebeln wollen: die rechtsextremen Bewegungen. In wenigen Monaten werden in Deutschland drei Landtagswahlen stattfinden, die Gefahr von rechtsradikalen Regierungen in Landesparlamenten steht im Raum, das populistische Nebengeräusch dazu liefern Politiker:innen, die von Abschiebungen sprechen, während andere bereits »Remigrationen« planen und Deportationen meinen.

Wehrhafte progressive Kräfte, die in strategischen, intersektionalen Verbindungen dagegenhalten, werden angesichts dieser Entwicklungen mehr gebraucht denn je. Doch von allen Seiten hören wir: »Ich kann nicht mehr.« Freundschaften, Allianzen und Schick-

salsgemeinschaften sind durchzogen von Risslinien des Misstrauens, Menschen reagieren mit einer sie lähmenden Vorsicht der Öffentlichkeit gegenüber – jedes »falsche« Wort könnte zum Abbruch des Gesprächs führen oder dazu, dass man als öffentliche Stimme nicht mehr erwünscht ist.

Welchen Mut aber, welche Kraft und Toleranz für Ambiguität und Streit können wir, müssen wir aufbringen, um die Logik der Verhärtung zu stoppen? Was wäre, wenn Meinungsverschiedenheiten nicht zu Misstrauen, sondern zu einem Lern- und Verständnisprozess führten, wenn dadurch das gegenseitige Vertrauen verstärkt würde? Wenn wir gemeinsam für eine offene, pluralistische Gesellschaft einstehen, in der unterschiedliche Biografien, Lebenswelten, Narrative nebeneinander Platz finden? Ein Vertrauen darin entwickeln, dass es nicht leicht ist, immer zu einer verbindenden Resolution zu kommen, aber dass gleichzeitig das gemeinsame Ziel nicht infrage gestellt wird?

Dieser Band nahm seinen Anfang in tastenden Textnachrichten, »Wie geht es dir?«, »Ich denke an dich«, und in der Überzeugung, dass uns unterscheidende politische Positionen die Frage ums Ganze nicht vereiteln dürfen. Er ist aus einer Sehnsucht heraus entstanden: dass wir – wieder oder neu gelernt – miteinander sprechen, dass wir *trotzdem* sprechen. Er ist ein Versuch, in aller Ruhe, in längeren Texten Worte zu finden, die in die Stille hineingesagt werden sollen, die die polarisierten, zugespitzten Debatten der vergangenen Monate hinterlassen haben. Er sucht nach diesen Wörtern aus unterschiedlichen Perspektiven, Hintergründen und Standpunkten – mal wissenschaftlich, mal literarisch, mal analytisch, einmal lyrisch.

Manche Antworten kommen sehr schnell, gerade haben wir die Anfrage abgeschickt, schon kündigt ein Piepton die eingehende

Zusage an. Beinahe anklagende Nachrichten sind darunter, warum nicht schon längst jemand auf die Idee gekommen sei, das Gespräch sei so dringend nötig. Genauso schnell kommen die Absagen – dem Thema, dem Zeitdruck, der Unmittelbarkeit geschuldet oder einfach der Überforderung dieser Monate, der Unfähigkeit, angesichts der Zustände zu schreiben. Für manche ist die Anfrage verletzend, zu einseitig, zu politisch, zu wenig politisch. Auch daraus haben wir gelernt. Haben gelernt, dass der richtige Ton inmitten einer unüberschaubaren Gemengelage von Betroffenheit und Angst um die Angehörigen, dass dieser richtige Ton kaum zu finden ist. Nach ihm zu suchen aber, immer und immer wieder, ist ein humanistischer Imperativ.

In allerletzter Sekunde zieht jemand seinen Text zurück – die Sorge darüber, derzeit als Palästinenser auf kein, vorsichtig gesprochen, freundliches Diskursklima zu treffen, ist zu groß. Einen Absatz aus diesem zurückgenommenen Beitrag dürfen wir anonym zitieren:

Welchen Einfluss hätten denn meine Perspektive und meine Erzählungen in Anbetracht einer deutschen Öffentlichkeit, die die israelische Sichtweise in einer Selbstverständlichkeit bevorzugt, sodass abweichende Stimmen automatisch dämonisiert werden? Welchen Raum würden meine Perspektive, meine Erzählung und sogar meine Identität in einer feindselig gestimmten Umgebung einnehmen? Machen wir uns nichts vor: In der deutschen Öffentlichkeit misstraut man Palästinensern. Welches Gehör bekäme meine Stimme, wenn ich ein abweichendes Bild von der israelischen Politik und den militärischen Aktionen zeichne, als das, das dem deutschen Selbstverständnis entspricht?

Mit einigen Autor:innen führen wir lange Telefonate, versuchen gemeinsam zu erörtern, warum schreiben. Oder warum eben nicht. Wir teilen unsere Zweifel, unsere Ängste, unsere Erfahrungen und

Geschichten im Gespräch. Es hat bereits begonnen, dass wir *trotzdem miteinander* sprechen.

Dieser Band sitzt keiner Illusion auf. Er wurde vom ersten Augenblick an bis zu dem Moment, in dem wir diese Zeilen schreiben und das Manuskript in Druck geben, von Zweifeln begleitet: Wen fragen wir an? Was machen wir, wenn die einen nicht mit den anderen sprechen wollen? Und wer spricht überhaupt für wen? Wer wird in der Öffentlichkeit nicht gehört, wen haben wir vergessen? Woran liegt es, dass es sich als besonders schwer herausstellt, palästinensische Autor:innen zu finden, die bereit sind, in der Öffentlichkeit ihre Stimme zu erheben? Sind wir zu nah dran, haben wir noch nicht genug Abstand, um dieses Gespräch in Gang bringen zu wollen? Wie gehen wir mit bestimmten Begriffen um, die durch den Diskurs gestern? Worauf können wir uns mit unserem jetzigen Wissensstand verlassen? Was wird passiert sein, bis der Band erschienen ist, und was kann er dann (noch) bewirken? Und nicht zuletzt: Wie wichtig ist schon der deutsche Diskurs, was hier geschieht, während Gaza weiterhin bombardiert wird, während israelische Geiseln weiterhin in Gefangenschaft sitzen? Nehmen wir uns zu wichtig? *Trotzdem sprechen* – auch aus diesen Fragen ist das vorliegende Buch entstanden. Auch um in eine deutsche Öffentlichkeit zu intervenieren, die sich gerade schwer damit tut, unbequeme Meinungen auszuhalten.

Wir danken allen Autor:innen, dass sie sich mit uns auf dieses Gespräch eingelassen haben. Ihre Stimmen, ihre Sprache und ihr Schreiben reflektieren eine Hoffnung, die sich allen Widerständen zum Trotz Gehör verschafft.

Februar 2024, Lena Gorelik, Miryam Schellbach, Mirjam Zadoff

Träume

Maryam Zaree

Seit fast vier Monaten sind meine Träume ein Ort der Trauer, der Verzweiflung und manchmal auch der Hoffnung gewesen. Ich bin mehrere Male tränenüberströmt aufgewacht, verstört und aufgelöst von der erträumten Erfahrung.

Träume miteinander zu teilen, bedarf immer auch Vertrauen und Überwindung. Umso mehr überrascht es mich, wenn Menschen ablehnend reagieren, sobald andere von ihren Träumen erzählen.

Sicher, der Psychoanalyse sind Träume das tägliche Brot, und anders als Freud fand C.G. Jung in ihnen sogar Einblicke in das kollektive Unbewusste. Ich erlebe aber viel häufiger, wie Menschen schnelle Einigung darüber finden, dass ihnen etwas zugemutet wird, das wirr, langweilig und letztlich privater Natur ist.

Ich hingegen freue mich, wenn man mit mir die eigenen Träume teilt. Ganz ohne religiöse oder spirituelle Einfühlungsgabe wird einem Eintritt gewährt in das Irrationale, Metaphysische, Ungefilterte, und manchmal finden sich darin sogar Symbole und Mythologisches wieder. Vor allem aber finde ich sie oft sehr lustig – und politisch sind sie meist auch.

Auf die Gefahr hin, dass die Leser:in dieses Textes zur Gruppe der Ablehnenden der Traum-Erzählung gehört, hier eine kleine Vorwarnung: Ich werde von zwei Träumen erzählen, die mich seit dem 7. Oktober aufgesucht haben. Ausgehend vom Subjektiven und Intuitiven werde ich mich auf die Suche nach kollektiven und politischen Zusammenhängen machen.

In meinem ersten Traum saß ich mit zwei Personen an einem Tisch. Wir waren an einer Uni und kurz davor, in eine Art Nebengebäude einzubrechen. In unserer Nähe hielt sich eine weitere Person auf. Die Person war deutsch, weiß und überprüfte, worüber wir sprachen. Wir saßen zunächst nur stumm da, bis mir das als zu auffällig erschien und ich ein Gespräch zu erfinden begann. Etwas Belangloses, was aber den Anschein machen sollte, als wären wir wirklich in ein Gespräch vertieft. Der Plan, den Verdacht von uns wegzulenden, gelang, und die uns beobachtende Person ging. Doch die improvisierte Unterhaltung nahm plötzlich eine unerwartete, ernste Wendung. Wir kamen auf die Shoah zu sprechen.

Meinem Freund, der in meinem Traum queer war und Eltern hatte, die aus demselben Land wie zwei meiner Eltern geflohen waren, war es ein Anliegen, mich darauf hinzuweisen, dass es im Holocaust auch andere Opfergruppen als nur die Juden gegeben habe. Der indirekte Vorwurf, dass ich das unterschlagen hätte, machte mich wütend. Es ist mir selbstverständlich klar, dass es auch andere Opfergruppen gegeben hat, und Teil meiner aktuellen Arbeit ist, fügte ich rechtfertigend hinzu, die Auseinandersetzung mit den sogenannten »Euthanasie«-Opfern. Es ist absurd, mir das vorzuwerfen, rief ich empört, denn es muss doch gleichzeitig möglich sein, anzuerkennen, dass der industrialisierte Massenmord an den europäischen Juden Kernziel der Naziideologie gewesen ist.

Mein Argument hatte leider nicht die erhoffte Wirkung und prallte an meinem Gegenüber ab. Wie mir schien, war ihm der Fokus auf diese größte Opfergruppe ein Dorn im Auge. Das Gespräch setzte sich noch ein wenig fort, und es gesellten sich immer mehr Leute dazu, die sich darin einig waren, dass es an der Zeit sei, sich nicht mehr so sehr mit den jüdischen Opfern zu beschäftigen.

Es ist schwierig, den folgenden Moment zu beschreiben, denn es gab keinen weiteren verbalen Auslöser für das, was jetzt aus mir herausbrach. Mein Freund und Gegenüber guckte mich nur an, siegesgewiss und mit einer Kälte im Blick, die mir das Blut gefrieren ließ. Ich fing an, haltlos zu weinen, und der Gedanke, der meine Tränen befeuerte, wiederholte sich: Es ist ihm egal, was diesen Menschen millionenfach angetan wurde. Für ihn tragen die Juden Schuld an dem fehlenden Erinnern an andere Menschheitsverbrechen, und die Zeit war gekommen, ihnen das heimzuzahlen. Ich wachte von meinem Schluchzen und dem Vibrieren meines Telefons auf.

Ich bin zurzeit in Los Angeles in der Künstler:innen-Residenz der Villa Aurora, im Haus von Lion und Marta Feuchtwanger, die ab 1943 bis zu ihrem Tod hier im Exil lebten. Lion, der deutsch-jüdische Schriftsteller, galt Joseph Goebbels als »der ärgste Feind des deutschen Volkes«, und nur durch eine glückliche Flucht konnten Marta und er in Los Angeles ein neues Zuhause finden. Fast genau achtzig Jahre später schlafe ich im Originalbett von Lion, was mich nach wie vor selbst ungläubig macht. Martas Bett steht im Zimmer nebenan. Über all die Jahre ihrer langen Beziehung hinweg unterstützte und arbeitete sie mit Lion als seine Lektorin und Kritikerin. Der Blick aus meinem Fenster ist überwältigend, man schaut über das Tal direkt auf die Weiten des Pazifiks.

Ich frage mich oft, wie es für die beiden hier nach ihrer Flucht gewesen sein muss. Umgeben von dieser Schönheit der Natur und so weit weg von ihren Familien und Freund:innen. Sicherlich auch in ständiger Sorge, ob sie denn überleben würden? Sie hatten kein Telefon, das nächste war unten am Strand, im heutigen Restaurant *Gladstones*. Wie müssen sie da immer wieder aufs Neue hingeeilt sein? Mit welchen Nachrichten liefen sie den Berg wieder hinauf? Was waren das für Gespräche, musste man sich schnell noch das Wichtigste sagen, und was ist überhaupt das Wichtigste in solchen Momenten? Hatten sie Zeit, einander Trost und Mut zuzusprechen? Sie waren hier ja völlig abgeschottet, und auch wenn andere Exilant:innen nicht weit weg wohnten, gehörten sie alle zu denjenigen, die es geschafft hatten zu fliehen, die überlebt hatten. Die Schuldgefühle müssen schwer gewogen haben. *Gladstones*, der Name lässt mich an die Steine denken, die man auf jüdische Gräber legt, um der Verstorbenen zu gedenken, und daran, wie viele keine Gräber hatten. »Glad to have survived, stones to remember those who didn't«, reimt ich mir zusammen.

Noch aufgewühlt von der Nacht, blicke ich auf mein Telefon. Darauf die Nachricht: »Heute ist der Tag der Befreiung von Auschwitz.« Zur Nachricht hinzugefügt: ein Zitat von Charlotte Delbo, die zu ihrer Befreiung aus dem Frauen-KZ Ravensbrück die unendlich traurigen Sätze schrieb: »Die Welt war schön, wieder gefunden worden zu sein. Schön und entvölkert.«

Zurück zu meinem Traum und dem Versuch einer Deutung: Mir scheint, die derzeitigen Diskussionen um die Singularität und Vergleichbarkeit des Holocausts, deutsche Erinnerungspolitik, das unerträgliche Massaker der Hamas und die noch immer festgehaltenen Geiseln sowie die andauernde, desaströse humanitäre

Katastrophe in Gaza haben ihren Weg in meinen Traum gefunden. Die Themen haben sich verschoben, vermischt und liegen verknottet ineinander.

Ich will sie auseinanderfädeln, doch ich empfinde Widerstand dabei zu erwähnen, dass derjenige, mit dem ich in meinem Traum den Konflikt austrug, jemand war, mit dem ich gerade dabei war, gemeinsam etwas zu überwinden. Grenzen eines Raumes vielleicht, der für uns nicht vorgesehen war. Musste ich denn ausgerechnet träumen, dass er queer war, kein weißer Deutscher, und auch noch selbst Fluchterfahrung hatte? Was sollte das?

Es widerstrebt mir, das zu erzählen, denn es befeuert ein Narrativ, das ich zutiefst ablehne. Das von den guten, weißen, geläuterten Deutschen, die ihre Nazivergangenheit so großartig bewältigt haben, während »die Ausländer« auf der anderen Seite das Erbe der Shoah nicht so vorbildhaft wie die Nachfahren der Täter:innen begriffen haben. Vom Kuchen des Deutschseins sollen deshalb jetzt bitte schön nur diejenigen etwas abbekommen, die Sühne leisten für ihren »importierten Antisemitismus«.

Natürlich gibt es Antisemitismus, auch in nicht-weißen-deutschen Teilen der Gesellschaft. Als jemand, die sich lange mit der zutiefst antisemitischen, islamofaschistischen Ideologie des iranischen Regimes befasst hat, bin ich alles andere als naiv, was die Auslöschungsfantasien gegenüber Israel und den Judenhass seitens bestimmter Menschen, Länder und Terrororganisationen, auch hierzulande, betrifft. Dringend brauchen wir ernst zu nehmende Konzepte und langfristige Strategien, um dieser Menschenverachtung entgegenzuwirken.

Dennoch halte ich es für sehr gefährlich, das Problem des Antisemitismus in Deutschland immer wieder auf rassifizierte Menschen, die teils in zweiter oder dritter Generation in diesem Land

zu Hause sind, abzuschlieben. Zu oft steckt da eine Agenda dahinter, die keine Debatten oder echte Politik will, sondern Populismus betreibt auf dem Rücken von denen, die ohnehin schon von Ausgrenzung betroffen sind. Mit der Folge, dass man sich in der Mitte der Gesellschaft wieder ermutigt fühlt, althergebrachten rassistischen Ressentiments freien Lauf zu lassen, sich aber gleichzeitig im Dienste des Anti-Antisemitismus glaubt. Erschreckend ist, wie dabei die eigenen tradierten antisemitischen Stereotype weiterhin wirkmächtig bleiben, da man sich ja jetzt darauf verlassen kann, dass sie nur noch bei den »anderen« zu Hause sind.

Zur selben Zeit haben wir es aktuell mit einer rechtsextremen Partei zu tun, die mit dieser stigmatisierenden und entmenschlichenden Haltung Politik macht. Die davon fantasiiert, Millionen von Menschen zu deportieren und den Holocaust vor nicht allzu langer Zeit als einen »Vogelschiss der deutschen Geschichte« bezeichnet hat. Diese Partei könnte in wenigen Monaten in mehreren Bundesländern als stärkste Partei hervortreten. Und was ist dann?

Es widerstrebt mir also, in diesem politischen Klima ausgerechnet diesem Traum nachzugehen. Doch auch wenn mich die Konstellation in meinem Traum unglücklich macht und es anmaßend klingen mag, bleibt die Hoffnung, dass mein Unterbewusstsein mich auf etwas stoßen könnte. Etwas, das mir mehr sagt über die Differenzen innerhalb unserer Bündnisse und Allianzen, die uns in Deutschland, aber auch global zurzeit umtreiben.

Der erste Gedanke, der mir kommt, ist, dass der Traum nur etwas von einem Dissens zweier Freund:innen erzählt, die sich zunächst einig waren und dann eben nicht mehr. Doch ich merke sofort, das geht zu schnell, das ist unvollständig. Also noch einmal Schritt für Schritt.

Der Status quo in diesem Traum ist ein gemeinsames Vorhaben, das einer physischen Grenzüberschreitung, sogar eines Einbruchs bedarf. Das Ziel ist es, in das Nebengebäude einer Universität zu gelangen. Nicht in das Hauptgebäude, sondern an den Katzentisch der Uni, fällt mir dazu ein. Dennoch immerhin in ein Gebäude, das Gedankenfreiheit für sich beansprucht. Schon der Plan muss allerdings verborgen bleiben, denn eine Person überwacht uns. Für diese Person muss etwas Performatives verhandelt werden, damit der gemeinsame Plan nicht auffliegt. Offensichtlich braucht es dazu nicht besonders viel, nur ein improvisiertes Gespräch, und die Person verschwindet beruhigt. Erst die Abwesenheit der Person, die ich als Teil der deutschen Dominanzgesellschaft lese, lässt ein Gespräch über Fragen nach dem Erinnern oder Nicht-Erinnern in der deutschen (Post-)Migrationsgesellschaft zu. Dass wir in meinem Traum zunächst nur stumm dasaßen und gar nicht miteinander redeten, lässt mich denken, dass die Anwesenheit der anderen Person eine Gefahr für einen wirklichen Austausch zwischen uns dargestellt haben musste. So, als würden potenzielle Differenzen unter uns gegen uns verwendet werden können.

Nun war die Person also weg, ebenso wie meine Erinnerung an den konkreten Einstieg in das Gespräch. Wir waren einfach mittendrin, und mein Gegenüber hielt mir vor, dass ich in meinem Erinnern an die Shoah ganze Opfergruppen aussparte. Der Einwand war schmerhaft und legte doch den Finger in die Wunde, die das jahrzehntelange Ausbleiben der Erinnerung an die ermordeten Sinti:zze und Rom:nja, an die Homosexuellen, Behinderten und Kranken, an die vermeintlich »Asozialen« sowie an die politischen Gegner:innen der Nazis hinterlassen hatte. Ärgerlich schien mir der Einwand, weil er eine Konkurrenz der Opfergruppen unterstellte, die auch meiner Arbeit widersprach, war doch mein Anspruch,

gerade durch das Erinnern an eben die verschiedenen Opfergruppen nicht zu hierarchisieren, sondern das Ausmaß der Perversion der Naziideologie zu entlarven.

Das Verzwickte an dem Gespräch war aber, dass mein Gegenüber mir den Vorwurf gar nicht direkt gemacht hatte, er wies eigentlich nur auf andere Opfergruppen hin. Es waren diejenigen, die sich später in das Gespräch einklinkten und explizit äußerten, dass sie es satthätten, an die jüdischen Opfer zu erinnern. Mein Freund hatte daraufhin nicht interveniert. An seinem Schweigen und an der Kälte seines Blicks meinte ich, dechiffrieren zu können, dass auch er nicht mehr über diese sprechen wollte. Die Zeit, so schien mir, war auch für ihn gekommen, endlich an die anderen zu erinnern. Dieser gegenseitige Ausschluss stürzte mich in solch tiefe Ershütterung, dass unser Plan, gemeinsam neue Räume zu betreten, nicht mehr verfolgt werden konnte. Das Misstrauen, das sich in unsere Verbindung geschlichen hatte, entfachte seine destruktive Kraft, und meine Verzweiflung darüber schien unüberwindbar. Hinzu kommt, dass der Konflikt um die Shoah zwar das zentrale Thema des Traums war, dahinter aber offenbar weitere Differenzen implizit verhandelt wurden.

Seit Monaten nehme ich eine zunehmende Kluft zwischen mir und denjenigen wahr, mit denen ich mich vor dem 7. Oktober im Geiste noch gemeinsam gegen gesellschaftliche Ungleichheiten engagiert sah. Es fühlt sich an, als entfremdete man sich immer mehr von einander. Warum das genau vonstatten geht, fällt mir nach wie vor schwer zu verstehen.

Ich könnte mich natürlich auf der Suche nach den Gründen an den Kampfbegriffen der vergangenen Monate entlanghangeln: Dekolonisierung, Genozid, Apartheid, McCarthyismus, Antizio-

nismus, etc. Worte und Argumente, auf die ich selbst mittlerweile wie ein Pawlowscher Hund reagiere, mit kaum einem Rest Bereitschaft, noch in irgendeinen Austausch zu treten. Abgestoßen davon, wie bereitwillig die Massaker der Hamas, die Angriffe auf Israel und das Festhalten der Geiseln um der Eindeutigkeit des politischen Argumentes willen unterschlagen werden. Dazu mit Furor und Selbstgewissheit all jene moralisch abgestraft werden, die sich nicht mit diesen Einseitigkeiten abfinden wollen.

Ich habe sogar in gewisser Weise Verständnis für den Furor, denn die Abwendung und der Generalverdacht ihnen gegenüber fand ja nicht nur von mir statt, sondern auch seitens großer Teile der deutschen Medien, Politik und öffentlichen Institutionen. Die fast schon paranoide Reaktion, jeglichen Einsatz für palästinensische Menschenrechte mit Unterstellungen von Antisemitismus gleichzusetzen, kann nur Fronten wollen und keine Debatten. Das ist ein ernsthaftes Problem, denn man kann doch, nur weil man mit den Positionen nicht immer einverstanden ist, nicht dem Affekt nachgehen, all diejenigen aus dem Diskurs zu verbannen, die einem unliebsam sind. Das ist ja die Krux und auch das Schöne an der Demokratie, dass man sich mit Argumenten auseinandersetzen muss – und nicht mit Verboten und Vorurteilen, die unserem Grundgesetz widersprechen.

Nur was, wenn das Ziel nicht mehr der Austausch ist, sondern nur die Verhärtung der eigenen Position? Wenn Worte lediglich Trigger sind, um zu überprüfen, auf welcher Seite des Arguments das Gegenüber steht? Welche Unterstellungen schwingen mit, wenn wir einander das Vertrauen immer mehr entziehen? Befinden wir uns dann nicht längst auf einem stellvertretenden Kriegsschlachtfeld und unterschlagen dabei, dass wir oft nicht mehr sind als ohnmächtige Betrachter:innen aus der Ferne?

Ich habe in den vergangenen Monaten so viel von meinem ohnehin angeknacksten Weltvertrauen verloren, dass ich mich immer wieder selbst frage, ob ich überhaupt noch meinen eigenen Reflexionen und Affekten trauen kann. Gibt es rote Linien in mir, von denen an ich nicht mehr bereit bin zuzuhören? Ein Impuls schreit sofort: Ja, wer das unerträgliche Massaker der Hamas und ihre Mitverantwortung für diesen Krieg leugnet und relativiert, dazu den global grassierenden Antisemitismus und das Existenzrecht Israels nicht anerkennt, hat sich für mich in dem Gespräch disqualifiziert. Aber auch wer sich weigert, die Motive der rechtsextremen Netanyahu-Regierung und ihren Anhänger:innen, mit ihren menschenverachtenden Ministern Ben-Gvir und Smotrich zu verurteilen. Und wer keine Solidarität mit den längst weit mehr als Zwanzigtausenden getöteten Zivilist:innen spürt und das unfassbare Unrecht anerkennt, mit dem sich die palästinensische Zivilbevölkerung nicht erst seit dem 7. Oktober konfrontiert sieht, der kann genauso wenig an einem Austausch interessiert sein.

Mir ist natürlich klar, dass es so einfach nicht ist; wären das die einzigen Bedingungen eines Diskurses, dann wären wir nicht an einem so verfahrenen und polarisierten Punkt, wie wir es sind. Nichtsdestotrotz sind das für mich selbst in den elaboriertesten Ausführungen die Punkte, die mir so oft schmerzlich fehlen. Es ist wie dieses mittlerweile abgenutzte Ying- und Yang-Symbol, es fehlt in beiden Positionen immer der Punkt, der im Zentrum des Gegenübers liegt.

Also schlucke ich immer wieder aufs Neue meine Entfremdung runter, verliere mal mehr, mal weniger das Vertrauen und lese aus der Ferne die Argumente, die mich mal abstoßen und für die ich mal dankbar bin. In dieser Bewegung finde ich dann das, was mir manchmal verloren geht, wenn ich starr und verzweifelt bin. Es ist

eine Fluidität in der Dichotomie, und, wichtiger noch, ich finde zu meiner Neugierde und Empathie zurück. Mehr verstehen zu wollen als das, was ich bereits weiß, und dabei vielleicht auf Dinge zu stoßen, die zwar meinen Überzeugungen widersprechen können, aber mich auch erweitern und menschlicher werden lassen.

Das bringt mich zum zweiten angekündigten Traum, nach dem ich wieder mit Tränen aufgewacht bin. Man mag denken, ich weine ständig, aber die Wahrheit ist, ich weine seit Längerem nur im Schlaf. Darüber nachzudenken, warum das so ist, würde sich sicherlich lohnen. Wenn gesellschaftliche Debatten nur noch mit Empörung, Wut und Anspannung geführt werden, in welche Räume müssen sich dann Gefühle von Trauer und Schmerz verziehen?

Ich bin aufgewacht und hatte nur eine vage sinnliche Erinnerung an den Traum. Eine Freund:in, mit der ich seit Monaten, aufgrund des Krieges in Israel und Palästina kaum mehr Kontakt habe, saß plötzlich neben mir. Der Konflikt und das Misstrauen zwischen uns lagen schwer im Raum. Plötzlich haben wir ganz langsam unsere Köpfe aneinander gelehnt, vorsichtig berührten sich unsere Wangen und blieben so. Ich habe daraufhin schon im Schlaf weinen müssen, weil es mir selbst in dem Moment wie eine Unmöglichkeit erschien. Diese Zärtlichkeit und Verletzlichkeit, als würden die argumentativen Geschütze und Vorwürfe kurz ruhen dürfen und wir zurückfinden zu Zugewandtheit und Miteinander.

Es wäre schön, wenn der Text hier enden würde, aber so wie das nur ein Traum war, stecken meine Freund:in und ich noch mitten drin. Ich habe verschiedene Annäherungen probiert, aber die wurden nur mit Schweigen erwidert. Als Reaktion wabere ich zwischen Verletzung und Wut, Verzweiflung und Enttäuschung. Ich möchte